

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 12

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073426>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



Die Schule der Anmut

DIESE Darstellung von zu Hause telefonierenden Backfischen stammt aus der ausgezeichneten kanadischen Zeitschrift Maclean's.

Ich reproduziere sie hier, weil ich sie vor-

bildlich finde – nicht die Zeichnung als solche, sondern das Verhalten der jungen Mädchen; während bei uns infolge des ständigen Kritisierens der Eltern die jungen Mädchen sehr oft bei Beginn der Pubertät ihre Natürlichkeit verlieren und ein gehemmtes und deshalb oft steifes und ungraziöses Gebahren annehmen, behalten in England und Amerika diese jungen Frauen eher ihre Unbefangenheit.

Den Teenagers, das heißt den jungen Mädchen von 13—19 Jahren wird das Recht auf einen eigenen Lebensstil zugesprochen, auf eine eigene Sprache, eigene Sitten, eine eigene Mode. Das ist eine außerordentlich glückliche Lösung, denn Mädchen in diesem Alter sind keine Kinder mehr und doch noch keine Erwachsenen.

Es ist deshalb falsch, wenn sie sich immer noch wie kleine Mädchen gebärden und anziehen, aber ebenso falsch, wenn sie bereits als Miniaturausgaben Erwachsener auftreten, wie das bei uns sehr oft geschieht. Es ist deshalb sehr erfreulich, daß viele Firmen auch in der Schweiz angefangen haben, besondere Teenager-Rayons zu führen. Das sind kulturelle Leistungen, die in ihrer Bedeutung nicht immer genügend erkannt werden, weil sie außerhalb des offiziellen Kultur- und Erziehungsbetriebes vor sich gehen.

Außerdem ist diese Illustration ein interessantes Beispiel für die vollständige Beherrschung der Technik. Hier ist das Telefon wirklich organisch in den Lebensstil eingegliedert; es wird beherrscht. Es ist nicht mehr die ehrfurchtsgebietende Maschine, die den Menschen ein bestimmtes Verhalten vorschreibt.

Die Lücke

Es gibt in unserem Land, im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten, zwar viele Stiftungen, die irgendeinen wohltätigen Zweck verfolgen, aber sehr wenige, die für die Förderung kultureller Werte geschaffen wurden. Eine löbliche Ausnahme bildet die von dem verstorbenen Bankier Emil Sidler-Brunner gegründete Stiftung «Lucerna». Seit 1927 werden von dieser jedes Jahr mehrtägige Kurse durchgeführt, die der

Erhellung psychologischer und philosophischer Gegenwartsprobleme dienen.

Das Thema des diesjährigen Ferienkurses lautet: «Sprache und Kultur.» Hervorragende Referenten beleuchten dieses interessante Thema von verschiedenen Seiten. Es sind Vorträge über «Die Sprache der Philosophie und die Philosophie der Sprache», «Das Sprachverderbnis von heute», «Die Sprache im totalitären Staat», «Die Sprache der modernen Deutschen Dichtung» und so weiter vorgesehen. Keine einzige der Vorlesungen aber befaßt sich mit dem Sprachproblem, das uns am nächsten liegt, dem des Dialekts.

Für die in der deutschen Schweiz wohnenden Eidgenossen ist Schweizerdeutsch die Muttersprache. 90 bis 99 Prozent aller Sprachäußerungen erfolgen im Dialekt. Ganz abgesehen davon, daß diese unsere Muttersprache, wie man weiß, einen verzweiferten Abwehrkampf führt und wegen ihrer mangelnden Pflege außerdem in Gefahr ist, immer mehr zu verkümmern, bewirkt der Umstand, daß wir uns für den schriftlichen Verkehr, aber auch als Bildungssprache weitgehend des Hochdeutschen bedienen, sehr schwierige Probleme. Es ist keine Frage, daß eine gewisse seelische Verkrampftheit, unter welcher viele Deutschschweizer leiden, irgendwie mit unserer sprachlichen Situation zusammenhängt. Es fehlt uns, im Gegensatz zu vielen anderen Nationen, eine wichtige seelische Ausdrucksmöglichkeit.

Ist es nicht erschreckend, daß in einem solchen Kurs diese zentrale Frage überhaupt nicht behandelt wird? Es ist grotesk, aber leider bezeichnend, wie gerade die Berufenen vor diesem für uns so wichtigen Anliegen einfach die Augen schließen. Man hält Vorträge über die Sprache im totalitären Staat, aber unser so aktuelles Sprachproblem wird völlig ignoriert. Dabei könnten Fachleute wesentliche Beiträge zu diesem Thema liefern. Sie müßten es ja nicht nur vom Gesichtspunkt der geistigen Landesverteidigung aus betrachten, wie das gewöhnlich geschieht, sondern zum Beispiel untersuchen, was für Lösungen die vielen andern Völker, die auch vor dem Problem einer Umgangs- und einer Hochsprache stehen, gefunden haben. Leider ist diese Vogel-Strauß-Politik auch an den Universitäten und Seminarien gang und gäbe, mit dem Ergebnis, daß die zukünftigen Deutschlehrer den Problemen, die der Dialekt aufwirft, meistens hilflos gegenüberstehen.

Warum wird photographiert?

Es ist eigentlich erstaunlich, wie wenig wir Erscheinungen zu verstehen suchen, die sich tagtäglich vor unseren Augen abspielen. Wenn jeder der zirka 30 Millionen Touristen in unserem Land auch nur fünf Aufnahmen macht, so gibt das gewaltige Zahlen. Dazu kommen die Photographien, die wir selbst machen. Kaum für ein Hobby wird, abgesehen vom Auto- und Motorradfahren und vielleicht vom Skisport, soviel Geld ausgegeben wie für das Photographieren.

Selbstverständlich photographiert man, um ein Andenken an die Sehenswürdigkeiten, die man besichtigt hat, nach Hause zu nehmen. Aber diese Erklärung erfaßt nicht die ganze Wahrheit, sie erklärt nicht die Leidenschaft, mit der photographiert wird und auch nicht die Leidenschaft, mit der später Gäste gezwungen werden, ob sie wollen oder nicht, die Aufnahmen anzusehen.

Während der Touristensaison hält in Altdorf Car um Car, damit die Insassen aussteigen und das Telldenkmal aufnehmen können. Man kann von diesem Denkmal – wie von allen berühmten Sehenswürdigkeiten – zwar Postkarten kaufen, die billiger und meistens besser sind, als Amateur-Schnappschüsse, aber nein, man muß die Aufnahme selbst gemacht haben.

Warum ein Teil der Menschheit photographiert, geschieht wahrscheinlich aus dem selben Grunde, aus dem der andere es ablehnt, sich photographieren zu lassen. Die meisten Völker, die mit der Zivilisation noch nicht ganz vertraut sind, haben Angst vor der Photographie. Sie fürchten, der Mann, der ihr Bild besitzt, könne ihre Seele wegtragen. Vielleicht haben sie insofern recht, als wahrscheinlich der Machthunger eines der Hauptmotive des Photographierens bildet. Dadurch, daß man ein Objekt auf den Film bannt, glaubt man es zu besitzen, kann man es doch schwarz auf weiß oder sogar farbig nach Hause tragen.

Der heutige technische Mensch steht der Natur nur selten als still Verehrender gegenüber. Er will sie beherrschen, sich dienstbar machen. Das geschieht tatsächlich durch die Technik und symbolisch durch das Photographieren.

Ein anderer Grund für diese Liebhaberei ist die Angst vor dem Tod. Der Tod tritt in unserer Zivilisation nur selten in Erscheinung. Man verbirgt alles, was an ihn erinnert. Aber das Wissen um den Tod und die Angst vor dem Tod sind natürlich trotzdem da. Wir wissen: alles Irdische ist vergänglich, und die Photographie bietet nun scheinbar ein billiges und jedem zugängliches Mittel, die Vergangenheit zu bannen, der Zeit zu entfliehen.

Natürlich hat die Freude am Photographieren auch noch andere Wurzeln: ästhetische, bildungsmäßige usw., aber diese bewußten Motive sind sicher weniger wichtig, als die ange deuteten unbewußten.

Überschätzung des Alters – Unterschätzung der Jugend

So bedauerlich es ist, daß der vielleicht mächtigste Mann der Welt, Präsident Eisenhower, sich aus Altersgründen offensichtlich mehr schonen mußte als für sein Amt gut war, so hat doch auch dieser Umstand seine guten Auswirkungen. Er korrigiert die Überschätzung der Leistungsfähigkeit des Alters, die für unsere Zeit charakteristisch ist. Dabei gibt es natürlich immer Ausnahmen.

Gerade in unserem Lande hat diese falsche Betrachtungsweise dazu geführt, daß man im allgemeinen jungen Leuten zu wenig zutraut. Man macht sich keine Vorstellung davon, wie anders das früher war.

Bullinger wurde mit 27 Jahren in Zürich zum Nachfolger Zwinglis gewählt. Calvin schrieb seine weltberühmt gewordene Institutio als Sechszwanzigjähriger, Melanchthon sein politisches Hauptwerk mit 23 Jahren.

Der berühmte Luzerner Söldnerführer Frischhans Teiling, der 1487 in Zürich auf Betreiben Hans Waldmanns hingerichtet wurde, errang seinen größten Sieg bei Giornico gegen eine zwanzigfache Übermacht im Alter von 28 Jahren.

Ein anderes weltgeschichtliches Beispiel bietet Napoleon. Als er nach Elba verbannt wurde, war er erst 45 Jahre alt.

Die meisten unserer Regierungsräte kommen im Gegensatz zum 19. Jahrhundert viel zu

spät in ihr Amt, in einem Alter, in dem sie oft nicht mehr den Schwung besitzen, grundlegende Reformen durchzuführen.

Es wäre auch besser, wenn die Leiter unserer großen Unternehmungen jünger wären. Wenn aber in einer Firma das Durchschnittsalter des Verwaltungsrates 70 Jahre beträgt, kommt ihnen begreiflicherweise ein Sechzigjähriger als junger Mann vor.

Man überschätzt bei uns ganz allgemein die Bedeutung der Erfahrung. Die wichtigsten Voraussetzungen für Führungsgaben, nämlich Intelligenz, Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit werden nicht erst im reifen Alter erworben, sie sind schon bei einem Zwanzigjährigen da oder nicht da. Die Erfahrung verhindert zweifellos gewisse Fehlentscheidungen; dieser Vorteil aber wird durch die mangelnde Dynamik des Alters meistens mehr als aufgehoben.

Und neues Leben blüht aus den Ruinen

Menu

Pâté maison en croûte garni
Salade Waldorf

Consommé double aux herbettes

Jambon braisé de campagne
à la broche du Château
Pommes nouvelles
Epinards en purée

Nos fromages

Macédoine de fruits rafraîchis au Kirsch
Pâtisserie
Café

Wo wurde dieses ausgezeichnete Menu serviert? Bei Kerzenlichtbeleuchtung im Rittersaal des Schlosses Chillon.

Das Schloß Chillon wurde im Jahre 1240 durch Graf Amanaque gebaut. Diese großartigste Burg unseres Landes war seinerzeit eine richtige Zwingburg, typischer Ausdruck des Feudalismus. Unzählige wurden hier gefoltert und in seinen Verließen gefangen gehalten, bis dann die Berner 1529 das Schloß eroberten und den berühmtesten Gefangenen, Bonnivard, von seinen Ketten befreiten.

Nachher wurde die Festung, wie manche andere, Sitz von Landvögten. Als dann auch

diese verschwanden, wußte man mit vielen dieser Schlösser nicht mehr recht, was anfangen. In neuester Zeit ist nun die Sitte aufgekommen, in den Sälen dieser Burgen stilvolle und repräsentative Nachtessen, vor allem bei Verbandstagungen durchzuführen. Und so sitzen jetzt dort, wo früher exklusive Ritter tafelten, Mitglieder des Spenglermeister- oder Buchdruckerverbandes.

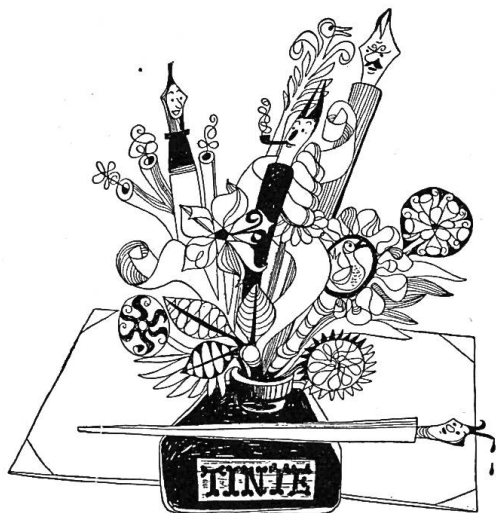
Ich finde diese Entwicklung höchst erfreulich. Sie ist Ausdruck der Demokratisierung unserer Zeit, gleichzeitig ein einzigartiges Beispiel dafür, wie im Verlaufe der Geschichte oft Möglichkeiten auftauchen, an die niemand denken konnte.

Hütet Euch am Morgarten

Es lohnt sich, nachstehende Augustbetrachtung genau zu lesen.

1. August

Zu Beginn des Monats August 1291 wurde auf dem Rütli nicht die heutige Schweiz gegründet. Wegen der «Arglist der Zeit» schlossen wohl die Führer der Urkantone einen Bund, um den Landfrieden mit eigenen Mitteln zu schützen, doch dachte niemand an Unabhängigkeit und Souveränität. Souverän war und blieb der gesalbte Römische König, und nur weil erneut die Wahl eines einzigen Herrschers des Reiches nicht zustande kam, griff man zum Selbstschutz. Kein König oder gar zwei Könige brachten nämlich Rechtsunsicherheit und Krieg in die Länder des Reiches, und dem wollte man vorbeugen, indem man ein Notrecht schuf. Als aber schließlich ein «einwähliger» König die Macht ergriff, kehrten die «Eidgenossen» ohne weiteres zum alten Recht zurück. Der Bund verlor seine Bedeutung; wie wenig er in der Schweiz in Wirklichkeit bekannt war, geht schon daraus hervor, daß die Urkunden bis 1760 verschollen blieben, und auch da nur die schwyzerische wieder gefunden wurde. Immerhin, das einmal geschaffene Notrecht, mit dem man einer neuen Lage begegnete, führte wegen der häufigen Krisen im innerlich zerfallenen Reiche schließlich zum territorialen Staat.



STILBLÜTEN

Ohne Kommentar: «Der Nachbar fragte den Vater, ob er die Katze zum Essen haben dürfe. Der Vater sprach nein, und von da an sahen wir die Katze nie wieder.»

*

Ein Schüler wollte in einem Aufsatz «Beim Baden» ausdrücken, daß schon am frühen Vormittag eines Sommertages immer mehr Leute dem Schwimmbad zuströmten. Er formulierte dies so: «Ab zehn Uhr vermehrten sich die Leute zusehends.»

*

«Am Samstagnachmittag muß der Vater das Holz fressen (fräsen).»

*

Gestern jauchzte ein Bauer die Wiese neben unserem Hause.

*

Herr X wollte einen neuen Wetzstein erfinden. Nach vielen Versuchungen gelang ihm dies.

*

Wenn man einen langen Marsch hinterlegt hat, muß man sich nachher entspannen.

*

In einem Aufsatz galt es einmal, die Stimmung der Familie, die unter der Stubenlampe an einem Herbst- oder Winterabend versammelt ist, auszudrücken. Eine Schülerin gab mit folgendem Schlußsatz sicher auch eine treffende Schilderung der Stimmung: «Wenn der Vater auf der Kunst noch ein wenig zwischen den Zehen gekratzt hat, geht er wortlos zu Bett.»

*

Ein anderer Schüler wollte unter dem Thema «Wenn es kalt ist» ausdrücken, daß im Winter in seinem Dachzimmer manchmal eine solche Kälte herrsche, daß er das Unterleibchen nicht ausziehe. Die Darstellung dieses Umstandes kam so heraus: «Wenn es kalt ist, gehe ich mit meinem Liebchen zu Bett.»

Der territoriale Nationalstaat ist aber erst in der Neuzeit entstanden. Und die erste Erstaugustfeier fand gar nur im Jahre 1891 statt. Das 19. Jahrhundert, das den Höhepunkt des Nationalstaates brachte, führte auch die Nationalfeiertage ein, an denen die modernen Errungenschaften im Mittelalter verankert wurden. Die Heldenväter werden seither als Vorbild hingestellt, und man sieht einträchtig darüber hinweg, daß die alten «fryen Schwyzer» durchaus nicht für die liberalen Freiheitsideale stritten, «die es heute zu verteidigen gilt». Vielmehr kannte die alte Eidgenossenschaft bis 1798 Untertanen und Leibeigene, und die persönliche Freiheit für alle wurde mehr oder weniger gewaltsam von außen in die Schweiz getragen.

Waren patriotisch nationale Bundesfeiern etwa in der nationalsozialistischen Zeit noch angebracht, als ein Dämon zur Abwehr einer teuflischen Idee zwang, im Notrecht gewissermaßen, so erscheinen heute die ganz auf Verteidigung gegen alles Fremde eingestellten Feiern zumindest überholt. Eine Abkapselung nach außen, Inzucht in rein nationalen Interessen entsprechen doch wohl kaum mehr den Anforderungen der heutigen Notlage. Es genügt ja, die militärischen, technischen oder handelspolitischen Schwierigkeiten des Nationalstaates zu beobachten, um die Beengung in nationalen Grenzen unangenehm zu empfinden. Es ist zudem ein deutliches Zeichen für die Schwäche des Nationalstaates, daß seine Feier einen rückblickend defensiven Ton trägt. Und die äußerst zurückhaltende Begeisterung der Bevölkerung dabei zeigt, daß sie des engen Nationalstaates überdrüssig wird.

Die größte Gefahr des Heldenvätertums liegt aber darin, daß unantastbare staatliche Dogmas geschaffen werden. «Überzeugungen, an denen niemand rütteln darf», wodurch der Staat und sein Volk einrostet und sanft entschläft. Und dies in einer Epoche, die doch wieder wie zur Zeit des Rütli arglistig ist und ein neues Recht erfordert, ein neues Zusammenstehen. Gewiß soll sich ein Volk einmal auf sich selbst besinnen, aber statt dabei Helden zu verehren, sollte es aus seiner Geschichte lernen. Das Rütli zeigt uns aber nicht Leute, die nur gerade ihre eigenen lokalen Interessen vertraten, sondern sie wehrten zusammen einem äußeren Übel. Statt den Rütlichwur daher in die Grundlage für einen engen Nationalstaat zu verfälschen, sollte er Ansporn zur Zusammen-

menarbeit und Ausgangspunkt für eine über-nationale Einigkeit sein.

Ich muß gestehen, daß mich dieses Elaborat, das nichts anderes als ein Plädoyer für die Auflösung der Schweizerischen Eidgenossenschaft darstellt und allen Anstrengungen für die geistige und militärische Landesverteidigung die Daseinsberechtigung nimmt, erschüttert hat. Es erschien nämlich nicht in irgendeinem Käsblatt, sondern im amtlichen Publikationsorgan der Stadt Zürich, dem Tagblatt (Auflage 91 040). Dieser Anzeiger enthält auch eine Seite Text, die wegen der vorzüglich redigierten, objektiven Zusammenfassung, welche sie über die wichtigsten Tagesereignisse gibt, viel gelesen wird, ja vielleicht für viele Zürcher, vor allem für Frauen, die einzige Zeitungslektüre darstellt.

Ich weiß nicht, wer diesen Aufruf verfaßt hat. Vielleicht liegt ein Betriebsunfall vor, weil der richtige Redaktor in den Ferien war, und es dadurch irgendeiner Hilfskraft gelang, dieses Geisteserzeugnis einzuschmuggeln. Aber daß so etwas gedruckt werden kann, ohne einen Proteststurm auszulösen, zeigt doch, daß sich das Schweizervolk durch die gute Konjunktur etwas einschläfern ließ.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß es unter den Intellektuellen – und aus diesen rekrutieren sich ja naturgemäß jene, die Artikel schreiben und Vorträge halten – immer einen verhältnismäßig großen Prozentsatz von solchen gibt, die für Ideologien, welche die Berechtigung der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Frage stellen, besonders anfällig sind. Vor 1914 gab es gerade in Zürich nicht wenige schweizerische Pan-Germanisten, welche fanden, die deutsche Schweiz würde eigentlich besser fahren, wenn sie sich dem mächtigen und prosperierenden Deutschen Reich Wilhelm des II. anschließen würde.

Als ich Student war, war bei vielen Kommilitonen ein pazifistischer Salonkommunismus Trumpf. Die schweizerische Landesverteidigung wurde als hoffnungsloses Überbleibsel der zum Untergang verurteilten bürgerlichen Ära abgelehnt.

Später schossen dann die Anhänger von Mussolini und Hitler wie Pilze aus dem Boden. Sie erklärten, die Demokratie sei eine

Staatsform, die endgültig abgewirtschaftet habe, und es wäre eigentlich an der Zeit, daß sich die Schweizerische Eidgenossenschaft zum Gau Schweiz erklären würde.

Die Träger dieser antinationalen Bewegungen waren durchaus nicht immer Bösewichte, sondern sehr oft nur Verblendete und noch öfters bloße Mitläufer und Nachplapperer.

Es zeigt sich immer wieder, daß gerade vielen Gebildeten eine Eigenschaft abgeht, welche eine Haupttugend des Schweizervolkes darstellt, der politische Instinkt. Infolge einer durch eine gewisse Wurzellosigkeit verursachten Angst, den Anschluß zu verpassen, sind sie immer bereit, alles über Bord zu werfen, für dessen Erhaltung sich ihre Mitbürger einsetzen.

Heute ist es nun die europäische Integration, welche die Begründung für diese Selbstaufgabe liefern muß. Daß dieser Zusammenschluß kommen muß, und daß auch die Schweiz nicht abseits stehen kann, ist unbestritten, aber eben so unbestritten sollte sein, daß dieses Mitmachen nicht zu einer Auflösung unseres Staates führen darf. Es ist zu hoffen, daß die neuen Rattenfänger von Hameln, die jetzt, mit dem Mantel der Integration umgetan, wieder auftauchen, nicht allzu viele Dumme finden, die sich ihnen beim Gang ins Verderben anschließen wollen.

Lesefrüchte

IN einem kantonalen Schulblatt bin ich in einem Artikel über «Naturkunde und Staatsbürgerliche Erziehung» auf folgenden Passus gestoßen:

«In dem noch triebhaft-egoistisch denkenden 13jährigen kann das Gemeinschaftsgefühl durch Vorbilder aus seinem biologischen Erfahrungskreis geweckt werden: Brutpflege und Aufzucht von Jungtieren, Herdenleben, Bienen- und Ameisenstaaten, Haustierte und Tierschutz.»

Da mußte ich lachen.